Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 5 (1949)
Heft: 8

Artikel: Zum 28. August 1949, Goethes zweihundertsten Geburtstag
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420133

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II

In Deutschlands Herzen, wo durch Felder, Auen
Die Ilme rauscht, da fandest Heimat du,
Sahst gute Freunde dort und edle Frauen;
Doch reiches Wirken gönnt nur selten Ruh;
Dann hob des Dichters Geist aus wirrem Drängen
Empor dich zu unsterblichen Gesängen.

Der Unschuld Reize wußtest Du zu schildern,
Des Himmels Freuden und der Hölle Graus,
Und führtest uns in machtvoll kühnen Bildern
Aus dunkelm Drang den rechten Weg hinaus.
So zieht vor uns des Menschenlebens Walten
Im Flug vorbei in wechselnden Gestalten.

So mancher sprach zu seinen Zeitgenossen,
Ein Künder, wohl ein schönes Wort,
Dann sind die Jahre drüber weggeflossen:
Dahin, dahin! der Strudel riß sie fort.
Doch du, der Höhn und Tiefen du durchmessen,
Bleibst ewig jung und nimmermehr vergessen.

Aug. Schmid

Zum 28. August 1949,
Goethes zweihundertstem Geburtstag

Goethes Name bezeichnet den höchsten Punkt deutschen Geisteslebens und einen der höchsten Punkte menschlichen Geisteslebens überhaupt. Es ist aber nicht leicht, diese Größe zu erfassen, und noch schwerer, mehr als eine Ahnung davon volkstümlich zu vermitteln. Mit schönen Worten und großartigen Superlativen ist es nicht getan. Aber alle Achtung vor allen ehrlichen Versuchen, Goethe als Menschen und Dichter dem Volke näherzubringen, und noch höhere Achtung vor dem oft rührenden Bemühen, ihm selber näherzukommen, etwa wie jene einfache Frau, die im Eisenbahnwagen 3. Klasse aus einer alten Ausgabe „Hermann und Dorothea" las, oder wie die Bauerntochter, die sich am St. Galler Jahrmarkt bei einem Altbuchhändler eine vielbändige Ausgabe von Goethes Werken kaufte, oder jene Frau aus dem Volke,

die sich mit offenbarem Verständnis in seine „Gespräche mit Eckermann" vertiefte. Wir verzichten hier darauf, diesen Mann als Menschen und Dichter darzustellen; aber als deutschschweizerischer Sprachverein ehren wir ihn, der als deutscher Dichter auch der deutschen Schweiz viel bedeutet, dem die Schweiz selber viel bedeutet hat und der ein so gewaltiger Sprachmeister war, obschon er, wie wir in unserm Bericht über Schmids Vortrag „Am Rande der Schulgrammatik" (Heft 7) gezeigt, gegen unsere heutigen Formregeln manchmal „Fehler" begangen hat. Sein Verhältnis zur Schweiz wollen wir nur streifen (und bei der Gelegenheit wieder auf Bohnenblusts gründliches und schönes Buch „Goethe und die Schweiz" hinweisen) und uns seinem Verhältnis zur Sprache zuwenden. Dabei dürfen wir wohl wiederholen, was wir 1932 in Nr. 3/4 unserer „Mitteilungen" zu Goethes hundertstem Todestage gesagt:

Sein Verhältnis zu unserm Land ist nicht immer gleich freundlich gewesen; wir wollen aber doch die schöne Briefstelle wiederholen, die der Dichter nach seiner ersten Schweizer Reise (1775) schrieb: „Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist. Nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort." Er hat „die liebe heilige Schweiz deutscher Nation" zum letztenmal (1797) kurz vor ihrem Zusammenbruch gesehen; er hat „die armen Berner" nach ihrer Niederlage von 1798 bedauert, aber um das weitere staatliche Schicksal der Schweiz hat er sich nicht mehr stark gekümmert — in ihrer Dichtung, Musik, bildenden Kunst, ihrer Wissenschaft und Erziehung hat er immer den „Puls der Schicksalsgemeinschaft" verspürt, wie Bohnenblust sagt. Namen wie Lavater und Heinrich Meyer sind aus seinem Leben nicht wegzudenken, und eine Menge schwächerer persönlicher Beziehungen bilden zusammen doch auch noch ein starkes Band, handle es sich um den Schaffhauser Trippel, der ihn in Marmor gemeißelt, oder um den jungen St. Galler Theologen Schmied, der auf der Reise nach Berlin den achtzigjährigen Dichter des „Faust" in Weimar besuchte und seine Eindrücke von diesem Werke so aussprach, daß dem Gastgeber die hellen Tränen ins Auge traten. Natürlich führten die meisten dieser Fäden in die deutsche Schweiz, einige aber auch in die welsche, besonders in spätern Jahren. Was Goethe für das Geistesleben der deutschen Schweiz bedeutet, dafür dürfen wir den „Grünen Heinrich" als Sinnbild nehmen. Ein deutscher Schreinergeselle, der in

Mutters Stube etwas zu tun gehabt, sagte beiläufig: „Der große Goethe ist gestorben"; seither fühlte der dreizehnjährige Heinrich bei dem Namen etwas „Dämonisch-Göttliches", und als ihm ein Trödler eine Goetheausgabe zum Kaufe anbot und für einige Zeit überließ, da verschlang er in den nächsten vierzig Tagen fast alle die fünfzig Bändchen. Da er sich aber die Ausgabe nicht leisten konnte, mußte er den Schatz wieder hergeben, und „es war, als ob eine Schar glänzender und singender Geister die Stube verließen, so daß diese auf einmal still und leer schien".

Aber an dieser Stelle, im Sprachvereinsblatt, ist uns Goethe vor allem der große Sprachmeister, der das Höchste und Tiefste in unserer deutschen Muttersprache auszudrücken verstanden hat wie keiner zuvor, der unsere Muttersprache zum vollkommenen Geisteswerkzeug gemacht, soweit ein menschlich Werkzeug vollkommen sein kann. Wenn wir bedenken, daß noch vor gut hundert Jahren der Schaffhauser Johannes von Müller vor der Preußischen Akademie seine Rede über Friedrich den Großen französisch hielt, daß noch im 18. Jahrhundert der Zürcher Bodmer dem Appenzeller Zellweger nach Trogen französische Briefe schrieb und umgekehrt (derartiges wäre doch heute undenkbar), so ahnen wir, welchen gewaltigen Aufschwung das Ansehen der deutschen Sprache zuerst im eigenen Volke nehmen mußte, und daß es ihn genommen, ist zum großen Teil Goethes Verdienst. Aber auch die heutige Geltung deutscher Sprache und deutschen Geisteslebens verdanken wir zum guten Teil ihm, und wir Schweizer deutscher Zunge zehren auch davon.

Man kann auch in sprachlichen Dingen mit Sprüchen Goethes einander lebhaft . . . widersprechen. Einmal hat er sich einen unglücklichen Dichter genannt, weil ihm beschieden sei, in deutscher Sprache, „dem schlechtesten Stoff", Leben und Kunst zu verderben, und ein andermal das Deutsche ein unüberwindliches Hindernis dichterischen Ausdrucks erklärt. Aber das waren Stimmungen. Gerade ein Dichter wird die Unvollkommenheiten jeder menschlichen Sprache am ehesten fühlen und den Vorwurf der Unvollkommenheit am ehesten seiner Muttersprache machen, zumal wenn er sich, wie Goethe damals in Venedig, gerade in fremdem Lande mit besonders wohllautender Sprache befindet. Wir fühlen doch Goethes ureigenste Stimme heraus, wenn Faust das Johannesevangelium aufschlägt,

„Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen."

Französisch hatte er schon als Knabe geläufig lesen und sprechen gelernt; das französische und anderes fremdsprachiges Schrifttum hat er als Weltbürger und Weltliteraturbürger aufmerksam verfolgt; mit Frau von Stein wechselte er französische Briefe, denn Französisch war damals noch „deutsche" Hof- und Gesellschaftssprache; aber eines Tages schreibt er: „Il m'est presque impossible de poursuivre ce jeu", und gibt es dann bald ganz auf. Er sieht auch einen französischen Brief von ihrer Hand zunächst darauf an, ob er nicht wenigstens ein Wort der teuren Muttersprache enthalte. Damals mag er auch schon niedergeschrieben haben: „Soll ich französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will?" Im „West-östlichen Divan" wünscht der Dichter, einmal im Paradiese mit allen Freunden deutsch sprechen zu dürfen.

Als Künstler war er freilich empfindlich gegen alle Sprachschulmeisterei, und als ihm in den von Campe herausgegebenen „Beyträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache" ein Mitarbeiter das Wort „tiefgeheimnisvoll" als Fehler anstrich, weil man weder „Tiefgeheimnis" noch „tiefvoll" sagen könne, und ihm aus „Iphigenie" die Stelle „mein blutend Herz" (statt „blutendes") zum Vorwurf machte, als auch Wieland und Herder auf ähnlich geistlose Weise behandelt wurden, da wandte sich Goethes und Schillers Grimm begreiflicherweise gegen Campe selbst, und es entstanden jene boshaften „Xenien", die die Gegner der Sprachreinigung immer gern anführen, so jenes, wo Goethe den „Puristen" höhnisch fragt, wie er „Pedant" verdeutsche. Campe hat übrigens in seinem Verdeutschungsbuche für Pedant „Schulfuchs" eingesetzt, was in vielen Fällen die Sache sehr gut trifft, und Goethe selbst hat einen pedantischen Menschen einen „peinlichen" genannt und für Pedanterie „Kleinelei" und „Kleinkrämerei" gebraucht. Campe konnte Goethe auch antworten, daß der Verfasser des „Wilhelm Meister" selber viel kühnere Neubildungen und Wiederbelebungen alter Wörter gewagt habe, wie Strengling für Rigorist, Selbstigkeit für Egoismus, Gespannen für Kameraden. Eine reiche Sammlung von Beispielen dafür, daß Goethe trotz gelegentlichen Äußerungen des Unmutes

über einzelne Ungeschicklichkeiten der damaligen Sprachreiniger grundsätzlich und tatsächlich ein eifriger „Purist" gewesen, hat Eduard Engel geliefert. Er wendet Goethes Wort: „Die größten Menschen hängen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen" auf Goethes Stellung zur Fremdwörterei seiner Zeit an. Für die Buchausgabe des „Götz" ersetzte der Verfasser einige Fremdwörter der ursprünglichen Fassung, wie Kommission durch Auftrag, Rebellion durch Aufruhr u. a. Je höher die Dichtung, desto seltener sind natürlich die Fremdwörter. Im „Tasso" steht fast keins, in der „Iphigenie" gar keins; so hat Engel festgestellt. „Goethe schalt auf die ‚Puristen' und . . . lernte von ihnen" (Engel). Er spottete über Campe, aber er kaufte für einen Dukaten sein Wörterbuch und sagte: „Ich bin bemüht, soviel daraus zu lernen, als dieses Goldstück wert ist." Campe konnte ihm solche Anleihen dann reichlich nachweisen: überspringend für alternierend, gegenständlich (von Goethe geradezu bewundert!) für objektiv, Süßzettelchen für Billet-doux, Pflanzenkunde für Botanik, Geschwindschreiber für Stenograph, Einhelfer für Souffleur, Zweigesang für Duett u. v. a. Er braucht auch Urbild für Original, Rechtshandel für Prozeß, Ausübung für Praxis usw.; er tadelt aufs schärfste Komposition für künstlerische Leistungen*. Seinem Schreiber Riemer überließ er es vertrauensvoll, Fremdwörter in der Handschrift von „Dichtung und Wahrheit" durch deutsche zu ersetzen.

Wer Goethe als Zeugen gegen die Sprachreinigung anführt, dem darf man ruhig sagen, er kenne ihn nicht. Freilich hat er sich zwischenhinein auch immer wieder unmutig geäußert über Übertreibungen und Ungeschicklichkeiten einiger Mitarbeiter der Sprachreinigung, die um die Jahrhundertwende wieder in Gang gekommen war und nicht immer mit unserm Grundsatze des besonnenen Maßhaltens betrieben wurde. Da hatte 1812 Hinrich Wolke, der die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache leitete, einen „Anleit (!) zur deutschen (!) Gesamtsprache" herausgegeben, wo er die Deutschen zum Erkennen von mindestens 20000 Sprachfehlern anregen und ihnen ein Mittel an die Hand geben wollte, die zahllosen Schreibfehler zu vermeiden, die ihnen jährlich 10000 Jahre Arbeit oder 5 Millionen Unkosten verursachten! Goethe konnte

* Siehe „Sprachspiegel" 1949, Nr. 7, S. 81.

wohl einmal sagen: „Ich verfluche allen negativen Purismus" — selber aber ist er, wie gesagt, ein sehr tätiger „positiver Purist" gewesen.

Gegen Übertreibungen der Sprachreinigung — und welche gute Sache kann nicht übertrieben werden und wird nicht übertrieben? — war auch ein Aufsatz des Luzerners Karl Ruckstuhl (1788—1831) gerichtet, der in Heidelberg studiert hatte und 1815 seine Lehrstelle an der aargauischen Kantonsschule verließ, um als Freiwilliger im preußischen Heere mitzukämpfen. Er sei also, sagt Goethe in einem ihm zustimmenden Aufsatze, „nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter, sondern echt und brav". Im selben Aufsatz über „Deutsche Sprache" erklärt Goethe, daß „jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihilfe, hinreichend gewinnen" könne; das gelte besonders für den Mittelstand. Natürlich kann auch für Angehörige des Mittelstandes, zumal in der Nähe der Sprachgrenze und in einem verkehrsreichen Lande wie dem unsern, der Besitz einer Fremdsprache zum praktischen Bedürfnis werden; aber daß Fremdsprachen zur geistigen und eigentlichen Bildung gehören, war offenbar nicht seine Meinung. Im selben Sinne sagte er auch einmal in Anlehnung an ein überliefertes Wort:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht . . ."

Das Wort ist also nicht etwa spöttisch gemeint, wie es auch schon aufgefaßt worden ist, für ein fremdwörtelndes Gelehrtendeutsch.

Wir sind nicht nur ein deutschschweizerischer, wir sind auch noch ein schweizerdeutscher Sprachverein und wollen als solcher gerne feststellen, daß Goethe sogar ein „Schweizerlied" („Uf'm Bergli bin i gesässe . . .") dichten zu können geglaubt hat. Er hat es ja gut gemeint, aber die Mittelwörter gesässe, gesprunge, gebaut, zugeschaut usw. und die Vergangenheitsform „i lugt" sind etwas mißliches Schweizerdeutsch. Unser Wort heimelig scheint er gekannt und verstanden zu haben; denn in diesem und nicht im gewöhnlichen Sinne braucht er „heimlich", wenn er vom Übergang über den Col de Balme erzählt, es sei ihm und dem Großherzog im Tale drunten „heimlich und wohl" geworden.

Zurück zum Dichter! Auf der dritten Schweizer Reise faßte Goethe den Plan, unsern Tell als gewaltigen Lastträger in einem Heldengedicht zu besingen. Konrad Ferdinand Meyer konnte dann in seinem Gedicht

„Schutzgeister" erzählen, die Stimme Goethes habe ihm auf einer Wanderung am Vierwaldstättersee zugeraunt, wie er einst hier die Tellsage gefunden und sie dann in Schillers edle Hände gelegt, und der Gedanke beglückt den Schweizer:

Leben wird mein Volk und dauern
Zwischen seinen Felsenmauern,
Wenn die Dioskuren gerne
Segnend ihm zu Haupte stehn.

„Beiliegend"

„Wir senden Ihnen beiliegend die gewünschten Belege", „Beiliegend erhalten Sie . . ." usw. — In amtlichen, geschäftlichen und privaten Briefen ist „beiliegend" ein beliebtes und jedenfalls bequemes Wort. Es wird aber von Sprachlehrern und in sprachlichen Lehrbüchern vielfach angefochten — mit Recht? Es sei grammatisch falsch; denn „Partizipialkonstruktionen", also Mittelwortfügungen, sagt man, dürfen sich nur auf den Satzgegenstand, das Subjekt beziehen, und weder der Absender noch der Empfänger des Briefes werde dem Schreiben persönlich beiliegen. Und mit diesem „Witz" (C'est le ridicule qui tue!) glaubt man die Fehlerhaftigkeit der Wendung bewiesen zu haben. Aber warum soll sich das Mittelwort nicht auch auf eine Ergänzung, ein Objekt, vor allem auf eine Wenfallergänzung beziehen können? Ein Mittelwort ist grammatisch ein aus einem Tätigkeitswort abgeleitetes Eigenschaftswort, und wenn die Beziehung eines solchen auf eine Wenfallergänzung nicht erlaubt wäre, so hätte Schiller den König Philipp nicht sagen lassen dürfen: „Stolz will ich den Spanier"; denn stolz soll der Spanier sein, nicht er selbst (er ist es schon). Man dürfte auch nicht sagen, der Arzt habe „den Patienten geheilt entlassen", und doch wird niemand meinen, der Arzt sei geheilt gewesen. Besteht ein Zweifel, wer gebunden sei, der Buchhändler oder das Buch, wenn er erklärt, er liefere „das Buch nur gebunden"? St. Galler Schüblinge ißt man am besten warm — wer ist da warm, das Subjekt oder das Objekt? Ist es wirklich falsch, wenn man erklärt: „Gebacken habe ich Fische gern, gebraten nicht"? Ein bißchen Verstand und guten Willen zum Verständnis darf man einem Leser doch noch zutrauen. Man kann gar